

I.

Schillers Iphigenie in Aulis und ihr Verhältniß zum gleichnamigen Drama des Euripides.

Von P. Rudolf Schmidt Mayer.

(Schluss.)

Wir sind nun mit der Aufzählung und Besprechung jener Stellen aus der Schillerischen Iphigenie zu Ende, die theils wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem griechischen Texte, theils wegen einer wirklichen oder angeblichen Rücksichtnahme auf diesen eine nähere Vergleichung mit ihm erheischen. Es sind ihrer nur neunzehn, eine Zahl, die den 1856 Versen des deutschen Stückes gegenüber eine verschwindend kleine ist. Zudem hat unsere Untersuchung dargethan, dass eine thatsächliche Einsicht und Berücksichtigung des griechischen Originaltextes sich nur an 6 Stellen mit ziemlicher Gewissheit constatieren lässt, während an den übrigen 13 eine solche sehr unwahrscheinlich und immer fraglich bleiben wird. Auch wurde bei der Vergleichung herausgefunden, dass Schiller selbst dort, wo er das Original zu Rathe zog, dieses selbständig zu erklären nicht imstande war und mit fremden Auffassungen sich helfen musste, oder auch einen unrichtigen Sinn in dasselbe legte. Schiller, so sahen wir ferner, gab als eigene Erklärung des Euripides aus, was er bei den Übersetzern fand, die er benützte, und citierte des öfteren Worte aus dem griechischen Texte, ohne diesen, wie wir erwiesen zu haben glauben, eigens nachgeschlagen und überdacht zu haben. Alles dies aber beweist unwiderleglich, dass Schiller mit einer ganz ungenügenden Kenntnis der griechischen Sprache, die doch unbedingt ein jeder Übersetzer eines griechischen Autors haben muss, will er eine richtige und genaue Reproduktion desselben schaffen, an seine Arbeit gieng, und wir freuen uns, durch unsere philologische Untersuchung dargethan zu haben, was Hoffmeister als Ergebnis einer solchen hingestellt hat, dass nämlich der bekannte Satz, Schiller habe eine gründliche Kenntnis des Griechischen gemangelt, vollinhaltlich wahr ist. Wir können darum ganz getrost die Behauptung aufstellen, dass unser deutscher Dichter, hätte er die Übersetzungen des Brumoy, Barnes und Steinbrüchel nicht zur Hand gehabt, niemals seine Iphigenie hätte schreiben können. Es lässt sich wohl nicht leugnen, dass Schiller nicht in allem und jedem nur nach den Übersetzungen arbeitete, sondern auch manchmal bei Euripides sich Rath holte; allein dies geschah ganz selten und

so unselbständig und mangelhaft, dass von einer erwähnenswerten Benutzung des griechischen Originals nie die Rede sein kann, zumal er dasselbe des öfteren nur darum anzieht, um doch wenigstens den Schein einer Benützung desselben zu erwecken. Wir stehen darum nicht im geringsten an, die Worte als ganz berechtigt zu bezeichnen, die Aug. W. v. Schlegel, der wie bekannt ein Philologe vom Fach war¹⁾, in dem folgenden Epigramme Schiller in den Mund gelegt hat:

Ohn' alles Griechisch hab' ich ja
Verdeutscht die Iphigenia²⁾.

Denn die Kenntnis des Griechischen, die Schiller bei der Erklärung der von ihm nachgesehenen Stellen des Euripides bekundet, kann mit Fug und Recht als auf dem Nullpunkt stehend bezeichnet werden, und sein eigentliches Original war ja nach seinem eigenen Geständnis Barnes' lateinische Übersetzung, die ihm genügen musste, da er sich mit den Feinheiten des Griechischen nicht zu helfen wusste d. h. den Euripides im Originaltexte zu lesen nicht imstande war. Wenn darum Schiller an die Spitze seines deutschen Stückes den Titel setzte: «Iphigenie in Aulis, übersetzt aus dem Euripides», so hat er, wir dürfen es mit Rücksicht auf die Resultate unserer vergleichenden Untersuchung kühn aussprechen, damit mehr gesagt, als er zu sagen berechtigt war.

Einen sehr entschiedenen Vertheidiger und Ehrenretter gegen Schlegels scharfen Spott hat unser Schiller an dem uns schon bekannten Minkwitz gefunden. Wir hatten schon früher gegen dieses Mannes Meinung ankämpfen müssen, Schiller habe sich die griechische Sprache, die in der Jugend gründlich zu lernen ihm nicht gönnt gewesen war, in späteren Jahren angeeignet. Wir haben diese bereits als unbegründet und falsch erwiesen; da aber Minkwitz als beredtestes Zeugnis für die Richtigkeit seiner Meinung die Verdeutschung der Iphigenie von Schiller hingestellt hat, so sehen wir uns vor die Lösung der Frage gestellt, ob er hiezu das Recht hatte oder nicht. Ihre Beantwortung soll uns jetzt beschäftigen.

Minkwitz schreibt, um Schlegels Epigramm als unbegründete und abgeschmackte Verleumdung zu brandmarken, in der Einleitung zu seiner Übersetzung der Iphigenie in Aulis (S. 74f.): «Wenn der Epigrammschreiber durch jenen stumpfen Hieb, wie es offenbar der Fall ist, dem Publikum andeuten wollte, Schiller habe, weil er der griechischen Sprache nicht mächtig war, in seiner Verdeutschung sich eine Menge Fehler gegen den Sinn des Urtextes zu Schulden kommen lassen, so befindet er sich mit besagter Andeutung selber in starkem Irrthum». Hiemit hat, wie jeder einsehen wird, Minkwitz einen falschen Sinn ins Schlegelische Epigramm gelegt und, wie uns dünkt, in wohlberechneter Absicht, denn dasselbe besagt einfach nur, Schiller

¹⁾ Vgl. A. Baumgartner, Goethe und Schiller, Freib. im Br. 1886, S. 307.

²⁾ Auch bei Schillers Freund, dem gleich hoch gefeierten Goethe, war es mit der Kenntnis des Griechischen nicht weit her. «Heinrich Voss junior», so schreibt S. Brunner in seinen ‚Hofschranzen des Dichtersfürsten‘, Wörl, Würzburg und Wien, 1889, S. 543, 4 «berichtet über seinen Aufenthalt bei Goethe unter anderem: Goethe eröffnete mir den Sinn der klassischen Litteratur immer mehr, obwohl er selbst nur ein dürftiger Philologe ist und kaum den Sophokles im Original lesen kann.» (Briefe hrg. v. Abraham Voss. S. 16.)

habe ohne Kenntniss des Griechischen die Iphigenie verdeutscht. Ob dieser den Sinn des angeblichen Originals immer richtig wiedergegeben hat oder nicht, sagt Schlegel nicht. Wir machen hierauf gleich aufmerksam, um Minkwitz' schlau berechnete Kampfweise bloßzulegen. Er fährt an der angezogenen Stelle also weiter fort: «Wir müssen sogar annehmen, dass er mit fabelhafter Nachlässigkeit versäumt habe, den Schillerischen Text mit dem griechischen Original zu vergleichen, wie er thun musste, um nicht verleumderisch ins Blaue zu reden. Ich war in der glücklichen Lage, die Schillerische Verdeutschung Satz für Satz während meiner eigenen Bearbeitung einer neuen Übersetzung dem griechischen Text gegenüber genau nachzusehen und die Fusstapfen des großen Vorgängers zu verfolgen¹⁾. Sonach glaube ich berechtigt zu sein, ein Urtheil auszusprechen. Mein Urtheil fällt aber ganz anders aus als das Schlegelische. — Ich fand, dass Schiller den gesammten Gedankenschatz der Euripideischen Dichtung in seinen Rahmen gefasst und mit bewunderungswürdiger Sorgfalt und Treue auseinandergesetzt hat. Ich wiederhole auch mit Treue, denn an keiner Stelle gewahrt man, wenn man die Sache näher untersucht, dass seine Hand irgend einen wesentlichen Zug des Urbildes aus Unkenntniss desselben, aus Fahrlässigkeit oder Übereilung verändert, missgestaltet, entwertet hätte; denn wo es einmal vorkommt, dass eine Redewendung des Originals gleichsam auf einen verlassenem Posten geschoben zu sein scheint, ergibt sich immer, dass diese Verschiebung in dem Schillerischen Vortrage berechtigt, gut, angemessen ist. Was auf den ersten Anblick von ihm verabsäumt erscheint, sehen wir richtig nachgeholt und eingebracht. Wörtlich hat er nicht übersetzt, aber reproducirt den Geist einer jeden nennenswerten Zeile. Auf eigentliche sogenannte Sinnfehler stoßen wir nirgends, selbst nicht auf kleine, die einen Anhalt für die Vermuthung bieten könnten, dass er des Griechischen nicht ganz mächtig gewesen sei. Denn den Sinn derjenigen Stellen, die er anders gibt, als es uns richtig deucht, gibt er entweder nach einer anderen abweichenden Lesart oder nach der Ansicht der damaligen und bis zu Schillers Tagen geltenden Kritiker, welche den sehr verdorbenen Text herzustellen, festzustellen und zu erläutern hatten». Hiemit glaubt Minkwitz bewiesen, dass Schiller den Sinn des griechischen Stückes überall getroffen habe, und hiedurch Schlegels Urtheil widerlegt zu haben. Dies hat er aber mit nichts gethan. Wie aus Minkwitzens eigenem Geständnis hervorgeht, hat er Schillers sogenannte Übersetzung nur mit dem Originaldrama des Euripides verglichen und hiebei gefunden, dass er den Sinn einer jeden nennenswerten Zeile des angeblichen Originals reproducirt habe. Auch wir kamen, da wir bei der ersten Vergleichung nur Schillers und Euripides' Text einander gegenüber hielten, zu diesem Ergebnis. Es ist wahr, Schillers Drama ist in den meisten Punkten eine Wiedergabe der Gedanken, die das griechische Original zum Ausdruck bringt, aber eine directe Reproduction desselben kann es nicht genannt werden. Denn Schiller hat als erste Quelle nicht den Text des Euripides benützt, sondern die lateinische, und nebenbei die französische und deutsche Übersetzung. Da nun erstere eine wörtliche Übertragung der griechischen Iphigenie ist, war es für Schiller eine ganz leichte Arbeit, aus dieser

¹⁾ Minkwitz war bei dieser Arbeit auch bequem, denn manches in seiner Übersetzung ist aus Schiller herübergenommen.

den Sinn des Originals herauszulesen und bei seiner Sprach-Gewandtheit in ein schönes und gefälliges Gewand zu kleiden. Und dass er ihn aus Barnes und Brumoy, wiewohl sie keineswegs gute und kunstvolle Übersetzer sind, herausfand, ist nicht zu verwundern, da ja ein Dichter die Gedanken eines anderen selbst in den blassesten und kunstlosesten Bearbeitungen zu entdecken imstande ist. Nicht wahr ist aber, dass Schiller ganz treu das Euripideische Stück in seiner Nachdichtung copiert habe, denn wir schmeicheln uns bewiesen zu haben, dass er manchen Stellen eine irrige Deutung gegeben hat, und zwar nicht aus Fahrlässigkeit oder Übereilung, sondern nur wegen unzureichender Kenntnis des Griechischen. Ganz verzeihlich und nicht zu beanstanden ist, dass Schiller die einzelnen Gedanken nicht in der Reihenfolge bringt, wie sie seine Übersetzungen ihm boten, denn er übersetzte nicht, sondern schuf eine freie Nachdichtung. Minkwitz hat sich darum in seinem Urtheile recht stark geirrt, denn Schillers Iphigenie ist einestheils nicht nach der Euripideischen gearbeitet, anderentheils finden sich in derselben wirkliche und nicht unbedeutende Sinnfehler, und was das auffallendste ist, gerade in jenen Partien, die Schiller im griechischen Original nachgesehen hat, und es hat nach unserer Meinung Schlegel mit seinem Spottepigramm den wunden Punkt getroffen, und Minkwitz kann man mit voller Beruhigung entgegen: *si tacuisses, philosophus mansisses*. Wenn schließlich Minkwitz abweichende Lesearten der Kritiker als letztes Geschütz gegen Schlegel anfahren lässt, so nützt ihm dies blutwenig. Wir wenigstens wissen von solchen zeitgenössischen Kritikern des Dichters gar nichts, und auch Schiller war eine Rücksichtnahme auf ihre Versuche einer Herstellung des verdorbenen Textes völlig erspart. Ach, hätte Schiller noch mit gelehrten Auseinandersetzungen über Textesgestaltungen und Emendationen sich abgeben müssen, er hätte seine Beschäftigung mit den Alten gar bald auf den Nagel gehängt. Schade nur, dass Schillers unglücklicher Vertheidiger jene Kritiker nicht genannt hat. Dass dieser indes mit solchen nichts zu schaffen hatte, beweist zur Genüge die Thatsache, dass er ihrer in den Anmerkungen nirgends Erwähnung thut. Wenn wir uns nicht irren, hielt wohl Minkwitz Brumoy und Prevost und vielleicht auch Barnes, deren Erklärungen einzelner Stellen von Schiller in den Anmerkungen kritisiert werden, für die vereintlichen Kritiker und Interpreten. Denn dass Schiller auch nach einer französischen Übersetzung gearbeitet habe, war Minkwitz völlig unbekannt; auch lässt seine Bemerkung, dass der deutsche Dichter nur eine genaue lateinische Interpretation als Beihilfe benützte, mit Recht schließen, dass er auch Barnes' lateinische Übersetzung nicht kannte. Es liegt darum der Grundfehler, der Minkwitzens Auseinandersetzung völlig wertlos macht, in der irrigen Meinung, Schiller habe bei seiner Nachdichtung sich durchgängig an das griechische Original gehalten, und in der Unkenntnis der benützten Übersetzungen, die er doch mit zur Vergleichung hätte heranziehen müssen u. z. in erster Linie, um die Berechtigung zu gewinnen, ein vollgewichtiges Urtheil aussprechen zu können. Ferner hat er sich gar nicht in den Briefen Schillers umgesehen, in denen er nur zu seinem Staunen erfahren hätte, dass dieser bei seiner Nachdichtung ganz anders zu Werke gieng, als er selbst träumt. Wir können nach alledem Minkwitzens Ausführungen für ganz einseitig und die geplante Widerlegung Schlegels für völlig misslungen erklären, können aber auch nicht die Äußerung unterdrücken, dass nicht Schlegel, sondern Minkwitz ins

Blaue geredet hat. Es ist und bleibt darum unumstößlich wahr, dass Schiller wenig Griechisch verstand, und seine Iphigenie nie und nimmer als aus dem Euripides übersetzt angesehen werden darf. Übrigens haben wir über den ersteren Punkt ein Zeugnis von W. v. Humboldt, das schwer in die Wagschale fällt. Dieser Freund und Rathgeber Schillers schreibt nämlich in einem Briefe an diesen¹⁾, um zu beweisen, dass er seine Verwandtschaft mit den Griechen seinem echten Dichtergeiste und seiner reinen Genialität verdanke, Folgendes: ‚Die Gründe, welche Sie anführen, beweisen allerdings eine überaus große Verwandtschaft Ihres Geistes mit dem griechischen, und ich denke, wir haben auch schon sonst miteinander davon gesprochen, dass Sie viel weniger fein und richtig über die Griechen denken würden, wenn Sie selbst griechisch zu lesen gewohnt wären‘. Allein noch sprechender sind die Worte W. v. Humboldts, welche wir in seiner Abhandlung ‚Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung‘ gelesen haben (S. 18): «Auf eine ganz ähnliche Weise eignete er sich den Geist der griechischen Dichtung an, ohne sie je anders als aus Übersetzungen zu kennen. Er scheute dabei keine Mühe, er zog die Übersetzungen vor, die darauf verzichteten, für sich zu gelten. Am liebsten waren ihm die lateinischen Paraphrasen. So übersetzte er die Scenen²⁾ und die Hochzeit der Thetis aus dem Euripides³⁾.»

Wenn wir Minkwitzens Ansicht von einer durchgängigen Benützung des griechischen Originals rundweg abweisen, so müssen wir die Meinung Gödekes⁴⁾, Schiller habe die Dichtung des Euripides nur stellenweise zu Rathe gezogen, als vollkommen richtig und zutreffend bezeichnen, möchten aber hinzugefügt wissen, dass dies nur sehr selten geschah. Jedoch scheint uns Gödeke zu viel mit der Behauptung gewagt zu haben, Schiller habe den Euripides nur nachgesehen, um den Schein einer Berücksichtigung desselben zu wahren. In dieser Allgemeinheit lässt sich Gödekes Urtheil nicht aufrecht erhalten. Wie uns dünkt, gründet es sich auf Schillers Anmerkungen zu seiner Nachdichtung, in denen, wie wir gesehen haben, der griechische Dramatiker des öfteren citirt wird. Wohl war Schillers eigentliches Original die lateinische Übersetzung des Barnes, dessen nichts weniger als erwärmenden und klaren Text er sich, wie sich Gödeke⁵⁾ ausdrückt, durch Brumoy zugänglicher machte, indem er dessen wie seines Interpreten Prevosts Erklärungen verwertete, ja manchmal als seine ureigensten hinstellte. Er ließ aber neben diesen Übersetzungen den griechischen Urtext nicht ganz unberücksichtigt, und zwar, wie aus den Anmerkungen erhellt, auch in Fällen, wo er sich mit dem von diesen gebotenen Sinn nicht zufrieden gab. Schiller, der ja kein Stümper war und auf seine Arbeit doch auch Mühe verwendete, musste doch daran gelegen sein, diese zu keinem sinnlosen Machwerk zu stempeln und in Zweifeln bei Euripides sich Rath holen. Wenn er z. B. in der Anm. 2 zu V. 390 zur Rechtfertigung seiner Wiedergabe des Griechischen *ἡσθηεις φρένας* mit ‚Wie fiel dir plötzlich da die Last vom Herzen‘ sagt: ‚Im Griechischen

¹⁾ Vgl. Briefw. mit W. v. Humboldt S. 275.

²⁾ Hiemit sind die von Schiller bearbeiteten Scenen aus den Phönizierinnen gemeint.

³⁾ Diese wird in dem dritten Chorliede der Iphigenie in Aulis geschildert.

⁴⁾ Vgl. dessen Einleitung zur Iphigenie im 7. B. der Cott. Ausg. S. 5.

⁵⁾ A. a. O. S. 5.

klings es noch stärker: «Du freutest dich in deinem Herzen». Erleichtert konnte sich Agamemnon allenfalls fühlen, dass ihm durch Kalchas ein Weg gezeigt wurde, seine Feldherrnwürde zu erhalten und seine ehrgeizigen Absichten durchzusetzen. Freuen konnte er sich doch nicht, dass dies durch die Hinrichtung seiner Tochter geschehen musste, so glauben wir nach dieser selbständigen Auseinandersetzung — dass sie unbegründet ist, ist hier nicht von Belang — doch annehmen zu müssen, dass es ihm mit seiner Meinung ernst war und er die vermeintliche Schärfe des griechischen Ausdrucks mit Überzeugung bekämpfte. Und wenn es auch recht wahrscheinlich ist, dass Schiller durch die Worte bei Barnes ‚gavisus animo‘ auf die Bedeutung des griechischen Ausdruckes kam, so dürfte doch anzunehmen sein, dass Schiller, eben weil seinem subjectiven Gefühl der kräftigere Ausdruck nicht zusagte und ihm unpassend schien, sich zu überzeugen für nöthig fand, wie in Wirklichkeit Euripides sich ausgedrückt habe, und die Hinweisung auf denselben ihm von seinem Standpunkte aus geboten schien. Ein Gleiches lässt sich wohl auch von den Bemerkungen zu den Euripideischen Versen 795, 912 und 1181 sagen, aber auch nur von diesen. Außerdem wissen wir, dass Schiller eine griechische Textausgabe des Euripides wirklich zur Hand hatte und ihm darum eine Einsicht in dieselbe möglich war¹⁾. Hingegen haben wir bei Besprechung der anderen citierten Stellen gefunden, dass die Hinweisung auf den griechischen Text und dessen Sinn des öfteren ganz überflüssig ist, und weil er mehreremal denselben nach dem Vorgange des französischen oder des lateinischen Herausgebers erläutert, ohne seine Gewährsmänner namhaft zu machen, dies Vorgehen offenbar nur den Zweck haben kann, den Lesern die Meinung einzufloßen, dass auch die Euripideische Dichtung ihm zu Porträt gestanden sei. Wir ersparen uns die neuerliche Nennung jener Stellen, von denen sich dieses mit Grund behaupten lässt, und verweisen auf die früheren Besprechungen derselben.

Euripides ist der erste griechische Tragiker, mit dem Schiller sich abgab. Er las ihn zuerst nicht im Originaltexte, sondern in Brumoys französischer Übersetzung. Diese aber konnte ihn wegen ihrer vielen, oft willkürlichen und unbegründeten Abweichungen und schiefen Auffassungen, ihrer prosaisch-nüchternen Form weder mit dem antiken Geiste der Euripideischen Dichtung, noch mit deren Eigenheiten im Ausdruck und in der Composition bekannt machen. Sodann konnten auch die von französischem Geschmacke und nicht-antiker Auffassungsweise dictierten Erläuterungen des französischen Textes nicht geeignet sein, ihn in den Geist des griechischen Auctors einzuführen. Als dann Schiller sich entschloss, die Iphigenie in Aulis zu verdeutschen, griff er zur lateinischen Übersetzung von Barnes als zweitem Hilfsmittel, die ihm als die treueste zum eigentlichen Originale ward. Doch auch sie konnte den genialen Dichter ob ihrer Trockenheit und des Mangels an jedem poetischen Schwung — gibt sie ja den griechischen Text sklavisch treu Wort für Wort wieder, so dass sie ein wirklich barbarisches Latein aufweist — nicht befriedigen und begeistern. Das griechische Drama aber zu lesen, war Schiller nicht möglich, denn er war des Griechischen zu wenig mächtig. Da musste nun seine eigene Phantasie und Begeisterung zu Hilfe gerufen werden, um mit ihnen Sinn und Geist des Originals zu

¹⁾ Vgl. S. 7 f. uns. Abh. I. Th.

errathen und zu schaffen¹⁾. So kam auf Grund der ungünstigsten Bedingungen, die man sich nur denken kann, Schillers Iphigenie in Aulis zustande, welche gleichwohl der schöpferische und gewaltige Geist desselben, der obwohl nicht leicht und mühelos²⁾, so doch gewandt und geschickt im Lichte der Einbildungskraft die Gedanken der Dichtung sich vorzauberte, mit diesen von den Quellen erborgten Gedanken frei waltend und sie in neue und schöne Formen gießend, zu einer, was Kunst der Darstellung anbelangt, dem griechischen Originale ebenbürtigen Nachdichtung gestaltete. Ja wir müssen seinen Geist bewundern, der aus dem schlechten Materiale, das ihm zu Gebote stand, alles Nothwendige herauszufinden, das Gute und Richtige richtig zu treffen und so edel und würdig auszusprechen verstand. Das konnte auch nur Schiller, dessen freier dichterischer Sinn und feurige Phantasie auch in geistlosen Übersetzungen den Geist des Originalwerkes zu entdecken wusste. Ja ‚er musste‘, um mit Hoffmeister zu reden, ‚eine große Verwandtschaft zu den Griechen haben³⁾,‘ dass er ihren Geist auch in einer schlechten Version vernahm. Wie viel Lust und Kraft gehörte dazu, sich durch alle diese Hindernisse nicht ermüden zu lassen, wie viel Geist und poetisches Talent wurde erfordert, um bei so mangelhaften Kenntnissen ein solch tüchtiges Werk zustande zu bringen⁴⁾! »

¹⁾ Wenn Gervinus (Gesch. d. deutsch. Dichtung, 5. Aufl. von Bartsch, Leipzig, 1874, 4. b. S. 170) sagt: ‚(Schiller) las die Tragiker mit seinen Freundinnen noch in französischer Übersetzung. Er übersetzte mit solcher Hilfe ‚sein Original errathend oder vielmehr schaffend‘ die Iphigenie des Euripides‘, so charakterisiert er wohl richtig mit Schillers eigenen, bezeichnenden Worten dessen Übersetzungs- oder Nachdichtungsweise, irrt aber darin, dass er behauptet, dass die französische Übersetzung unter der er nur die Brumoys verstehen kann, Schillers einzige Hilfsquelle war.

²⁾ Schiller sagt in dem Briefe an Körner vom 9. März 1789 (Briefw. II. S. 52), dass ihm seine Beschäftigung mit den Alten Zeit und Mühe gekostet habe, und das können wir ihm vollauf glauben.

³⁾ W. v. Humboldt spricht des öfteren von der geistigen Verwandtschaft des deutschen Dichters mit den Griechen. Wir verweisen nur auf die Briefe vom 19. Oct. u. 6. Nov. d. J. 1795 (Briefw. S. 236, 274 ff.)

⁴⁾ A. a. O. S. 207.